Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 90. Samstag, 2. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war weniger das, was Helga den Mann ihr gegenüber betrachten ließ. Sie sah seine Augen . . . Augen, die ihren Hunger hinausschrien und weit geöffnet irgendwo sich festzubohren schienen. Sie folgte wie unter einem Zwange der Richtung.

Und traf auf die etwas aus dem Rock des Dicken ragende Brieftasche.

Und plötzlich sah sie eine schmale, magere Hand sich vorsichtig vorschieben . . . aus dem Gedränge heraus wuchs sie wie etwas Geheimnisvolles . . . die Finger halb gekrallt wie in unbändiger Gier, in ungesättigtem Verlangen, die Tasche da zu fassen. Helga Wendhus fühlte alles Blut aus ihren Wangen weichen und zum Herzen branden.

Gedankenbrocken zuckten jäh auf.

Den Dicken warnen? Die Hand festhalten . . . den überführen, dem sie gehörte? Jetzt waren die Fingerspitzen dicht an der Brieftasche.

Sie zitterten. Deutlich sah es Helga.

Gier oder — Angst?

Ihre Augen suchten wieder das magere verhungerte Gesicht. Klammerten sich fest daran . . da kreuzten sich ihre Blicke.

Ein Erschrecken flammte in der Tiefe seiner Augenhöhlen auf, glomm über die Iris hin und verdunkelte sie.

Sekundenlang starrten sie sich an.

Helga wußte nicht, was in ihren Augen lag . . . sie sah nur, wie ein tiefes Rot vom Halse des Mannes aufstieg und langsam das ganze Gesicht überzog, die krankhafte Blässe hinwegtrieb und über die Stirn kroch.

Endlich löste sich der Zwang von ihr.

Ihre Lider senkten sich halb. Die Hand war verschwunden.

Etwas Unaussprechliches lag in dieser kurzen stummen Szene . . . etwas von niederdrückender Wucht und Seltsamkeit, wie Helga Wendhus sie nie empfunden vorher. Ein Ahnen war in ihr, daß sich da eben vor ihren Augen ein Stück Tragödie abspielen sollte, dessen ganze Tiefe sie noch nicht zu erfassen vermochte.

Der Mann mit dem schmalen Gesicht sah nicht aus wie ein Dieb, sah nicht aus, wie einer, der leichtfertig nach fremdem Gut griff . . . Verzweiflung, krasse, zermalmende Verzweiflung schrie aus seinen dunklen Augen und packte sie an bis ins Innerste.

Ihr war, als habe sie mit ihrem erschreckten Blick seine letzte Hoffnung getötet.

Mit einem hastigen Ruck schob der Mann den Dicken etwas beiseite, drängte sich dem Ausgange zu und sprang während der Fahrt ab. Überquerte schnell die Gleise und verschwand fast flüchtend in der Mauerstraße.

Helga sah ihm nach. Erschüttert.

So sehr waren ihre Gedanken bei jenem, daß sie zusammenfuhr, als der Schaffner plötzlich die Station „Spittelmarkt" ausrief. Sie mußte aussteigen. Umsteigen in die 79.

Stand an der Haltestelle und wartete. Allmählich beruhigte sie sich wieder . . . ja, ein leises Gefühl der Befriedigung keimte auf in ihr. Hatte sie nicht eben einen Menschen vor einem Fehltritt bewahrt, ihn gehindert, etwas zu tun, das er später sicher bereut hätte? Freilich vermischte sich mit diesem Empfinden eine leichte Beklemmung, der sie nicht Herr zu werden vermochte.

Ein Autobus ratterte heran.

Da schritt ein Mann an ihr vorbei, den Kopf gesenkt, die Hände in die Hosentaschen gepreßt. Schritt vorbei, unsicher, taumelnd fast, wie ein Betrunkener. Achtete nicht auf den Strudel des Verkehrs um sich, achtete nicht auf den Autobus . . . betrat den Fahrdamm und wäre sicher im nächsten Augenblick unter die schweren Räder des Riesenwagens der Aboag geraten, wenn Helga Wendhus ihn nicht in der allerletzten Sekunde zurückgerissen hätte.

Ganz instinktiv tat sie es, ohne es eigentlich recht zu wissen. Sie fühlte nur momentlang ihren Herzschlag stocken, streckte den Arm aus und zog den Unvorsichtigen auf den Fußsteig zurück. Dessen Hände lösten sich aus den Taschen, fuhren wie Halt suchend durch die Luft . . . dicht an ihm vorbei sauste der Autobus . . . er taumelte und fiel in sich zusammen.

Erschrocken beugte sich Helga über ihn. Im Nu sammelte sich eine Menschenmenge an. Von irgendwo schlug eine empörte Stimme an Helgas Ohr:

„Skandal so was! Schon am frühen Morjen besoffen! Um een Haar . . . denn hätt' er unterm Omnibus gelejen!"

Betrunken? Helga sah in das Gesicht des sich langsam Aufrichtenden. Ein Gesicht, das sie irgendwie an das jenes Mannes vorhin auf dem Perron der Straßenbahn erinnerte . . . nicht durch eine Ähnlichkeit, sondern durch dieselbe Zermürbtheit der Züge, denselben stummen Schrei des Hungers in den braunen Augen.

Er stand nun vor ihr. Inmitten der Menschen. Sah sie an.

Helga wollte etwas sagen. Aber sie hatte ein Gefühl, als müßten ihr die Tränen aus den Augen stürzen, wenn sie jetzt den Mund öffnete. Und doch war etwas in ihr, das sie hinzwang zu dem Manne, der die schmalen Lippen zusammenpreßte wie in unnatürlichem Krampf und so blaß war, wie sie nie einen Menschen zuvor gesehen hatte.

Ihm die Hand geben . . . warum, wußte sie nicht . . . ihm etwas sagen, sie wußte nicht, was.

Von seinem Munde rangen sich ein paar Worte:

„Es geht schon . . . ich . . . danke Ihnen."

„Nichts weiter. Sie lauschte. Mußte da nicht noch etwas kommen? Dank . . . wofür?

Er wandte sich mit einer müden Geste um und ging an den vor ihm zurückweichenden Menschen vorbei . . . bog in die Beuthstraße ein. Mit schweren, unsicheren Schritten, als bereite ihm das Gehen Qual.

Helga starrte ihm nach. Und plötzlich, ohne sich um die Menschen zu kümmern, folgte sie ihm. Sie konnte nicht sagen, warum, zu welchem Zweck . . . irgend etwas in ihr trieb sie, es zu tun.

Nun war sie neben ihm. Er blieb stehen und blickte sie an mit Augen, bei denen sie auf einmal an Richard Weghart denken mußte.

„Fehlt Ihnen etwas? Kann ich Ihnen in irgend einer Beziehung helfen?"

Sie wollte das nicht fragen. Es fragte aus ihrem Innern heraus.

„Ich — habe seit — drei Tagen — nichts gegessen!"

Alles kam nun wie von selbst. Hastig öffnete sie ihre Handtasche, riß die kleine Geldbörse heraus und schob sie ihm in die schlaff herabhängende Hand. Und als fürchte sie, er könne es zurückweisen wollen, drehte sie sich schnell um und lief zurück . . . in die Seydelstraße hinein, lief wie gehetzt.

Wenn er mich nur nicht verfolgt!, ging es ihr durch Hirn. Mein Gott! drei Tage nichts gegessen . . . wie muß das sein!

An der Alten Jakobstraße erst hielt sie inne und sah sich um. Außer Atem.

Er war nicht mehr zu entdecken.

Sie strich mit der Hand über das Täschchen und ging langsam weiter.

Nun erst begann die Erschütterung des Erlebnisses in ihr nachzulassen. Ihr Blut rollte gleichmäßiger durch die Adern, und die Gedanken fluteten wieder klarer durch ihr Gehirn.

Der auf der Straßenbahn . . . vielleicht war auch der schon seit Tagen ohne einen Bissen, vielleicht zwang den auch der Hunger, die Hand nach der Brieftasche des Dicken auszustrecken . . . wie er diesen hier zu Boden warf und beinahe unter die Räder des Autobusses brachte!

Herrgott! Was es doch für Elend unter den Menschen gab! Not, graue, wühlende Not auf Schritt und Tritt! Und man wußte nichts davon . . . man wußte nicht, wieviel jetzt, gerade in dieser Minute vielleicht den letzten Schrei nach Brot den gequälten Lippen entpreßten . . . wieviel gerade jetzt versanken in den Abgrund der Verzweiflung und des Hungers!

Und man ging so ruhig hier, als wäre nichts da . . . als wäre alles in Ordnung so!

Seltsame Welt, in der einer sich nicht um den andern kümmerte . . . in der einer den Mitmenschen kalten Blutes verhungern ließ, ohne die Hand zu heben, ohne sich umzusehen nach ihm.

Und sie? War sie nicht Millionärin? Konnte sie nicht mit ihrem Überfluß Tausende stillen, Tausende satt machen?

War das nicht viel nützlicher, als hier herumlaufen als — Arbeitslose . . . einer dummen Wette wegen?

Wenn sie jetzt nach Hause ginge, nach Grunewald, und eine andere Arbeit begann: Hungernde suchen, Verdurstende finden . . . war das nicht viel, viel wichtiger als alles andere sonst?

Allmählich wird sie ruhiger.

Nein . . . die Wette war ja gar nicht das Wesentliche. Das Jahr war eine Schule auch darin, die sie durchmachen mußte, wenn ihr Helferwille wirklich Früchte zeitigen sollte. Sie kannte diese Welt der Not, des Elends noch viel zu wenig, um schon genau zu wissen, wie und wo man ihr am wirksamsten zu Leibe rücken konnte. In den paar Wochen, die hinter ihr lagen, hatte sie so gut wie nichts davon gesehen, hatte nur ihre eigenen kleinen Sorgen gehätschelt und kaum daran gedacht, daß auch noch andere da waren, denen es hundertmal schlimmer erging.

Die Welt mußte sie kennen lernen! Und das konnte sie nur, wenn sie das Jahr durchhielt, wenn sie in dem Jahre mit diesen Menschen der Not lebte, das gleiche Empfinden mit ihnen teilte und den gleichen Kampf mit ihnen kämpfte! Dann erfaßte sie ihre Not wie die eigene und lernte auch begreifen, wie man ihr am besten begegnen konnte!

Einem hatte sie ja eben aus der schlimmsten Lage geholfen, wenn auch nur mit . . .

Erschrocken blieb Helga Wendhus stehen.

Erst jetzt fiel ihr ein, was sie getan! Sie hatte einem Menschen ihr ganzes Geld gegeben und stand nun selber da ohne einen Pfennig! Stand da . . . und wußte nicht, wie sie noch einen Schritt weitertun konnte.

Millionärin — ohne Geld!

Ganz ohne Geld!

Ein Lachen quoll in ihr auf. Wirklich ein Lachen . . . trotz allem.

Sie verschenkte Reichtümer . . . und hatte selbst nichts. Sie gab irgend einem Fremden ihr ganzes „Vermögen", um nun vielleicht selber in die Lage versetzt zu werden, hungern zu müssen!

Seltsam — so kritisch war die Situation — und doch wollte sich keine Angst um den nächsten Tag einstellen. Gerade, als erwarte sie ein Wunder, das bestimmt sich einstellen würde, wenn der Augenblick dazu gekommen. Oder wars, weil für den äußersten Fall doch immer noch der Rückzug offen stand, der Rückzug nach Grunewald?

Sie bog in die Köpenicker Straße ein.

Atmete ein paarmal, als überwinde sie ein Tiefinneres — und blieb wieder stehen.

Direkt vor einer Fleischerei. Vor einem Schaufenster, aus dem eine bunte Porzellankuh sie aus blöden Augen anglotzte.

Aber nicht das wars, was sie durch die Scheiben starren ließ wie gebannt.

Ein Schild . . . ein einfaches Pappschild lag da. Und auf dem Pappschild tanzten vor ihr verschnörkelte Buchstaben, tanzten und lachten und winkten:

Junges, tüchtiges Ladenmädchen
für sofort gesucht.

Mit einem Male war ein Gedanke in ihr wach . . . rumorte fast neckend in ihrem Gehirn und tanzte und lachte mit der Schrift um die Wette.

Wenn es nicht als Bürofräulein ging, warum sollte sie es nicht auch einmal als Ladenmädel versuchen?

Das war doch schließlich nicht so schlimm.

„Sie wünschen, bitte?"

„Ein halbes Pfund Bratwurst!"

„Bitte sehr!"

Ein Messer — ritsch! Auf die Wage — ein halbes Pfund, bitte schön!

Es war, als hüpfe ein Kobold in ihr auf und ab.

Und schon hatte Helga Wendhus die Klinke in der Hand, öffnete die Tür und stand vor einem großen, breiten Menschen mit mächtigem Schnurrbart und gemütlichen Augen im roten Gesicht. Eine blaugestreifte Bluse trug er, darüber eine weiße Schürze mit schwärzlichen Flecken.

„Na, Fräulein?"

Ihr Mund verzog sich zu einem Lächeln, ohne daß sie es wollte.

„Sie suchen ein Ladenmädel?" hörte sie sich sagen und wunderte sich über den Klang ihrer Stimme.

„Jawohl!" lachte der Riese.

„Vielleicht können Sie mich gebrauchen?"

„Warum denn nicht? Waren Sie schon in eener Schlächterei tätig?"

Bevor sie antworten konnte, ging die Ladentüre auf. Eine Kundin kam. Der Meister bediente sie.

(Fortsetzung folgt).

Feierliche Stunde.

Die ersten Strahlen jetzt, rosige Boten
Der lichten Eos über den Gebreiten,
Sind goldnen anbruchseilige Piloten,
Die zwischen Traumgesicht und Dämmerung gleiten.

Der flammende Wagen rollt die steile Bahn,
Umklungen von dem Farbengruß der Fluren,
Und Leuchten kommt mit seiner Fahrt heran,
Und seidener Duft liegt über seinen Spuren.

Die hohen Wälder stehen wie im Traum,
Verzaubert von der bunten Aureole;
Es naht der Felder noch betautem Saum
Der Schritt der Frühe nun auf leiser Sohle.

Ein Lächeln überglänzt das helle Tal,
In schwerem Prunk erheben sich die Schroffen:
Es hat des Tages diamantner Strahl
Der Erde Stirn und unser Herz getroffen.

Alfred Hof.

„Kuckuck, Kuckuck!“

Wenn in diesen Tagen der Kuckuck seinen Ruf hören läßt, dann ist der Frühling wirklich eingetroffen. Gewöhnlich greift er die kleine Terz, ungefähr f-d, hier und da auch e-cis. Doch hört man manchmal ganz abnorm rufende Vögel f-c oder auch a-c. Im Monat April stellt sich der Kuckuck bei uns ein, läßt seinen beliebten Ruf erschallen, um dann im Juli zu verstummen. Im August verläßt er uns, da er zu den Zugvögeln gehört. Wenn man später einen noch antrifft, so kann es sich nur um einen jungen handeln, der aus dem diesjährigen Gehege stammt und deshalb erst im September in wärmere Länder abreist.

Um den Ruf des Kuckucks hat sich auch der Aberglaube geschlungen. Wenn man bei seinem ersten Ruf Geldstücke in der Tasche erklingen läßt, so soll einem im Laufe des Jahres nie das Geld ausgehen. Für die Leute, denen die Börse nie prall gefüllt ist, ist also besonders zu empfehlen, in dieser Hinsicht ein offenes Ohr zu haben und nichts zu versäumen. Gewöhnlich ruft er 10—12 Mal hintereinander, manchmal sogar 50—80 Mal. Abergläubische Menschen glauben nun, aus der Zahl der Rufe auf die Dauer ihres Lebensrestes schließen zu können. Natürlich sind diese Ansichten alle in das Reich der Fabel zu verweisen.

Der aschgraue Geselle, der an Brust und Bauch weiß ist, schwarzbraune Bänderung aufweist, ist ein sehr scheuer Vogel. Zu Gesicht bekommt man ihn daher selten. Verfolgt man ihn, so verstummt sein Ruf und er entzieht sich unserer Sicht durch seine deckende Schutzfärbung. Mit seinem Rufe lockt er das Weibchen. Verfolgt er es, so läßt er in der Aufregung dauernd seinen Ruf vernehmen, selbst im Fluge. Beim Niedergehen bietet er dann ein heiseres, tiefes Hachachach. Auch im Streit mit Nebenbuhlern verfährt er so. Das Weibchen ist noch furchtsamer. Sein Ruf gleicht einem Kichern. Gewöhnlich hängt es 6—10 Töne zusammen. Zum Unterschied vom Männchen läßt es sich selten vernehmen.

Bekannt ist vom Kuckuck, daß er kein eigenes Nest baut. Das Weibchen legt je ein Ei in ein fremdes Nest und wirft dafür 1—2 Eier von dem brüten wollenden Vogel heraus. Es wählt sogar Nester aus, wobei es mit Schwierigkeiten verbunden ist, das Ei hineinzulegen. Man nimmt an, daß es das Ei legt und dann mit dem Schnabel in das Nest bringt. Nur so läßt sich erklären, wie es sein Ei in das kleine Einschlüpfloch des Zaunkönigs schaffen kann. Grasmücken, Rotschwänzchen, Bachstelzen usw. werden mit einem Auftrage beehrt. Sehr interessant ist die Tatsache, daß die Färbung der Kuckuckseier sehr verschieden ist. Doch der Kuckuck weiß sich Rat, er nimmt immer die Eier der Pflegeeltern, die seiner Eifärbung am nächsten kommen. Nur sind die Eier immer etwas größer. Der junge Kuckuck ist ein Vielfraß und drängt aus Dankbarkeit die anderen Jungen aus dem Nest. Er wächst sehr rasch heran, denn er muß im September spätestens seine Reise nach dem Süden antreten.

Sein Ruf erfreut das Menschenherz. Stundenlang können wir auf diesen sonderbaren Ohrenschmaus lauern. Manche Menschen gönnen scheinbar nicht anderen diese Freude, fangen den Vogel auf eigenartige Weise, die jedoch hier nicht verraten werden soll, um die Zahl dieser Vogelfeinde nicht zu vermehren. Dabei scheint ihnen gar nicht bekannt zu sein, daß der empfindliche Vogel in der Gefangenschaft bald sein Leben beschließt. Nützlich in hervorragender Weise ist der Vogel zu nennen, da er unheimlich viele schädliche Raupen vertilgt, weshalb er ein Freund des Forst- und Landmanns und des Gartenbesitzers darstellt.

„Kuckuck, Kuckuck . . .!“ Dr. K. W.

Jupps große Liebe.

Die Geschichte eines Grubenpferdes von Heinrich Leis.

Wie sein Vater und Großvater Bergleute gewesen waren, wie seine Brüder im finsteren Schacht nach den schwarzen Diamanten gruben, konnte es auch für Jupp keinen anderen Beruf geben als die Arbeit unter Tage, die fast der gesamten Bevölkerung der grauen, von ewigen Rauchschwaden umdunsteten Kleinstadt Lebensunterhalt einbrachte. Aber während die anderen Mitglieder der Familie Riesen an Körperkraft waren, stark und zäh und unverbrauchten Blutes, kam auf ihn als den Jüngsten ein fremdes Erbe zartgliedriger Schlankheit, die ihn für das rauhe Werken des Häuers wenig geeignet scheinen ließ. Allein er wollte den Brüdern nicht nachstehen, und da er ärgerlich fühlte, daß man seiner als Weichling gar ein wenig spotte, riß er sich zu letzter Willenskraft zusammen, um zu zeigen, auch in seinen schmalen Armen und der flachen Brust sei Zähigkeit genug für den harten Arbeitsdienst des Bergknappen.

So schwer es ihm ankam, tat er eine Weile die Verrichtungen im Stollen, ließ den mächtigen Hammer gegen das Gestein dröhnen, schaufelte die niedergehenden Kohlenbrocken, ob ihm auch der Schweiß das derbe Hemd an den Rücken klebte und wie in einem Schwindel oft das gelblichrote Licht der Grubenlampe vor ihm tanzte. Eines Tages indes packte es ihn, riß ihn um, ohnmächtig schafften ihn die Knappen aus dem Schacht, und Wochen gingen ins Land, bis er von schlimmer Krankheit genesen. Noch kaum bei Kräften, wollte er gleichsam aus Furcht vor der Schwäche seines Körpers den Alltag wieder beginnen, doch der Arzt im Knappschaftslazarett sprach ein strenges Verbot; er sah, um wieviel stärker der Wille war als der noch an der Krankheit tragende Leib, und durch seine Vermittlung wurde Jupp eines Morgens vor den Grubendirektor gerufen. Der junge Bergmann hörte die mit mitleidigem Wohlwollen an ihn gerichteten Worte, glaubte, nun müsse die Entlassung kommen, und war bereit, mit erbitterter Zähigkeit, wenn nicht anders auch mit Fleiß und Tränen um sein Brot und mehr noch um seine Ehre, sein Ansehen vor der Brüdern und Kameraden zu kämpfen. Der Direktor beruhigte ihn; man schätze seine Zuverlässigkeit und beabsichtige keineswegs eine Kündigung, nur seiner Krankheit wegen und vielleicht nur für die erste Zeit sei ihm eine leichtere Arbeit zugedacht.

Derart kam es, daß Jupp, noch immer sich sträubend, mit Wartung und Pflege eines Grubenpferdes betraut wurde, dem die Aufgabe oblag, mit Karren auf Schmalspurgeleise die losgebrochene Kohle aus dem Stollen zum Förderschacht zu ziehen. War ihm sein Dienst anfangs fast wie Entwürdigung erschienen, glaubte er, aus den Blicken der Häuer etwas wie mitleidigen Hohn zu lesen, mit der Zeit ergab er sich in die notgezwungene Veränderung; und beinahe Zufriedenheit fühlte er in der Pflege des Pferdes, das sich schnell an ihn gewöhnte und dem er sich umso enger verband, als er sich von den Kameraden, die ihn zu mißachten schienen, zurückzog.

Die alte Schimmelstute Lotte war ein mageres Tier, in der ewigen Dunkelheit, die es seit Jahren schon umgab, waren seine Augen erblindet, stumpf trottete es den einförmigen Weg über die Schienen vor dem rumpernden Karren. Seine Knie waren müde und brüchig, der Atem pfiff aus hohler Brust, und Striemen im Fell zeugten von Schlägen, mit denen ein früherer Herr die letzte Kraft aus dem dürren Pferdeleib hatte herauspeitschen wollen. Jupp gebrauchte die Peitsche nicht, er tätschelte den Hals und mit Liebkosung hieß er das Tier ausschreiten, wenn die Beine wankten unter der Last. Er wußte und hatte an sich selbst erfahren, die Starken konnten grausam sein, auf ihre Kraft pochend, und hart, vielleicht ohne es bös zu meinen, gegen den Schwachen, von dem ihre selbstverständlich verrichtete Arbeit einen doppelten Aufwand verzweifelter Anstrengung forderte. In dem Pferde sah er etwas von eigenem Schicksal erfüllt; ihn dauerte die schwache, leidende, gequälte Kreatur, mit der er zugleich innere Notgemeinschaft empfand.

War in den Augen der Menschen Spott oder Argwohn Mitleid oder Überlegenheit zu sehen, groß und starr deutete der Blick des Pferdes auf die Heimlichkeit einer leidenden, blind vertrauenden Seele. Und so geschah es, daß Jupp den unfroh begonnenen Dienst bald lieb gewann. Das Tier war ihm ein guter Kamerad geworden, mit dem er sich in stummer Zwiesprache verständigte, dessen klaglos sanfte Ergebung ihm ein Trost war für eigenes Weh. Er dachte seiner, wenn ihn der Förderkorb zutage hob, wenn er in Feierstunden in die Sterne träumte oder sich von der Sonnenwärme umkosen ließ; dann stieg heißes Mitgefühl in ihm auf, daß er das Licht und die heitere Erde genießen durfte, während das arme Leben drunten in die ewige Finsternis gekettet war. Freilich, auch den Sonnenglanz würden die toten Augen des Pferdes nicht mehr schauen, vielleicht wäre nur ein Beben der Nüstern nach dem Grasduft, der es an die helle Tummelwiese der Jugend, an die sorglosen Sprünge auf der Koppel erinnerte. Aus solchen Gedanken wuchs der Wunsch, dem Pferde in seinem gleichförmig bitteren Altersdienst ein wenig Freude zu schaffen, ihm von der Erde und der Sonne ein Geschenk zu bringen, wie man es heimreisend wohl für einen lieben Menschen mit sich führt.

Längst teilte er das Frühstücksbrot mit dem vierbeinigen Freund; die alte Schimmelstute kaute gemächlich das Brot, kostete die Süßigkeit des Zuckers und rieb dankbar die Nüstern an der zerschabten Jacke des Pflegers. In einem kleinen Säckchen brachte er frisches Heu, hielt es dem Pferd vor die Schnauze, umschlang den ruppigen Nacken und fühlte auf Gesicht und Händen den warmen Atem. Der gutmütige Spott der Bergleute über das ungewohnte Idyll berührte ihn nicht. Er tat das seine, um Lottes Leben nach Möglichkeit zu erleichtern, fühlte sich zufrieden in der Nähe des Pferdes, spürte beglückt die ihm zur Begrüßung entgegenwitternde Dankbarkeit. Stumpf und reglos stand das Tier mit tiefgesenktem Kopf, unbekümmert der Menschen, die an ihm vorüberstreiften; doch sobald es Jupps Schritt vernahm, reckte es den Hals, schien verändert, lebhaft und fast verjüngt, der

Alten Kehle entrang sich ein wiehernder Freudenlaut. Und Jupp war derart ganz erfüllt von dem zärtlichen Vertrauen des Schimmels, von dem bescheidenen, durch Freundschaft erhellten Alltag, daß er mit keinem Gedanken mehr eine Veränderung wollte, ja, mit keinem der früher als unerreichbares Vorbild bewunderten, kraftvoll energischen Steiger getauscht hätte.

Einmal aber klappte Lotte vor dem Kohlenkarren zusammen, und der Tierarzt hatte schon die Gnadenkugel bereit. Wie man unter Menschen einer großen Liebe erst recht bewußt wird, wenn es ans Scheiden geht, so begriff Jupp nun zutiefst im Herzen, wie lieb ihm das Pferd geworden und wie gern er es sich nahe und am Leben sah, war dies Leben auch nur einförmig-rauher Zwang. Und so getraute er sich, der immer scheu und still gewesen, für seinen Schützling zu sprechen, hielt dem Tierarzt scharfe Gegenrede, und als er mit seiner Bitte, dem alten Schimmel droben am Licht das Gnadenbrot zu gewähren, nicht durchkam, drang er, ohne Ruhe zu geben, bis zu dem Grubendirektor vor, den sein entflammter, kämpferischer Eifer in Staunen setzte. Aber auch ihm war von Jupps Freundschaft schon Kunde geworden, er erinnerte sich lächelnd und gab zu, man möge bei leichterer Beschäftigung das Pferd auch weiterhin auf der Schmalspurbahn gebrauchen.

Jupp war voll überströmenden Glücks, daß seine Liebe ihm erhalten blieb; zärtlicher als je zuvor umsorgte er das Tier, untersuchte Fesseln und Gelenke wie ein kundiger Arzt, verordnete Ruhetage, maß die Arbeitszeit nach Kraft und Vermögen, hatte soviel innere Begeisterung, daß er alle Widerstände niederrang und man ihn als einen tüchtigen, etwas schwierigen Sonderling endlich gewähren ließ. Alle seine Gedanken aber kreisten immer enger um Lotte, die alte Schimmelstute, wie um eine große, täglich bedrohte und neu zu erobernde Liebe.

Und es war, als ob das Pferd diese letzte, an sein armseliges Alter gewandte Liebe mit einem großen Opfer noch vergelten wollte. Eines Tages, ohne daß ein Anzeichen gewarnt hätte, ging an schmaler Stelle das Grubenholz der Verschalung zu Bruch, Splitter barsten nieder, Erdschollen prasselten, gerade über den Karren, den Jupp langsam auf dem gewohnten Geleise führte. Unter der Wucht des Anpralls wurde der Bergmann niedergeschmettert, der fallende Pferdekörper deckte ihn vor nachpolternden Steinen. Sie zogen ihn unter dem toten Schimmel hervor, ohnmächtig, doch unverletzt. Ein Wunder schien es, daß er so glücklich davongekommen. Er schwieg auf alle Fragen, hatte nur den Glanz einer seltsamen Hellsichtigkeit im Blick. Dank verklärte die Trauer um den Verlust eines Freundes, der im Dienst gestorben war und sterbend noch den einzigen gerettet hatte, der es gut mit ihm meinte; tief verwurzelte sich das Erlebnis zu unvergeßlicher, herbschöner Erinnerung.

Etwas von dem sonderbaren Geschehen begriff auch der Grubendirektor, der sann, wie wunderlich es sei, daß der Bergknappe der unwahrscheinlichen Gefahr heil entrinnen durfte, gerade durch jenes Pferd, um dessen Leben er jüngst noch so hartnäckig und zäh-entschlossen gekämpft hatte.

Gelächter nach Noten.

Von Walter Richter.

Der Wiener Hofkapellmeister Helmesberger war seines beißenden Spottes wegen allgemein gefürchtet. Selbst seine Freunde verschonte er nicht mit bissigen Reden. Eines Tages besuchte ihn sein Freund Fuchs und zeigte ihm eine Serenade, die er komponiert hatte. Interessiert vertiefte sich Helmesberger darin. Nach einer Weile gab er sie seinem Freunde mit den Worten zurück: „Fuchs, die hast du ganz gestohlen!"

*

Der Komponist Gretry hörte einst auf einem Spaziergang in Paris eine Melodie, die ihm sehr bekannt vorkam. Ein Leiermann spielte eine Arie aus seinem „Richard Löwenherz". Gretry trat zu dem „Künstler", der die Weise viel zu langsam drehte, heran und sagte zu ihm: „Mein lieber Mann, dieses Lied muß schneller gespielt werden. Sehen Sie, so!" Damit ergriff er selbst die Kurbel. Als ihn der Leiermann erstaunt musterte, meinte der Meister lachend: „Na ja, ich verstehe schon ein bißchen davon, ich bin der Komponist Gretry selbst."

Am andern Tag sahen die verblüfften Pariser auf dem Kurbelkasten des Leiermanns ein Schild mit der Aufschrift: „Mascarelly, Schüler Gretrys".

*

„Meister!" wandte sich ein Zudringlicher an Arrugo Boito, den Komponisten des „Mephistophele", den er während der Aufführung seines Werkes im Zwischenakt vor den Garderoben erwischt hatte. „Schon seit Wochen bemühe ich mich, ein Autogramm von Ihnen zu erhalten, doch der Diener Ihres Hauses weist mich jedesmal ab."

„Danke für die Auskunft", erwiderte Boito trocken, „dem Mann werde ich ein gutes Trinkgeld geben."

*

Franz Liszt spielte einmal in einem Hofkonzert vor dem Zaren Nikolaus. Er trug der Mode gemäß einen großen, gestärkten Kragen, der sich während des Klaviervortrags irgendwie gelockert hatte und aufzugeben drohte. Der Künstler versuchte abwechselnd einmal mit der Linken und einmal mit der Rechten den Widerspenstigen zurückzudrücken, was ihm aber nicht gelang. Schließlich gab er seine Bemühungen auf und spielte das Stück mit heraushängendem Kragen zu Ende.

Der Kaiser, der den verzweifelten Anstrengungen Liszts amüsiert zugesehen hatte, trat auf ihn zu, dankte für das Spiel und sagte:

„Verzeihen Sie, Meister, wenn ich lachte, aber ich mußte unwillkürlich an Schiller denken."

„An Schiller, Majestät?"

„Nun ja, weil mir bei Ihrem Kampf mit dem Kragen die Stelle aus dem „Kampf mit dem Drachen" einfiel:

„Und List muß mit der Stärke streiten!"

*

Arturo Toscanini sollte in der Scala ein Konzert dirigieren. Am Eingang wurde er von einer Dame angesprochen:

„Verehrter Meister, ich bin glücklich Sie zu treffen. Ich habe an der Kasse keine Karte mehr bekommen können. Könnten Sie mir nicht noch einen Platz verschaffen?"

„Gnädige Frau, ich kann nur über einen einzigen Platz verfügen, aber den trete ich Ihnen gerne ab."

„Herzlichen Dank! Und wo ist der Platz?"

„Auf dem Podium, gnädige Frau."

*

Im Februar 1903, als er seine „Butterfly" komponierte, erlitt Puccini bei Vignola einen folgenschweren Autounfall: das rechte Schlüsselbein wurde ihm gebrochen und ein Fuß mußte in Gips gelegt werden. Die Nachricht von dem Mißgeschick des Meisters verbreitete sich schnell im ganzen Lande und schon tags darauf erschienen im Spital von Lucca, wohin man Puccini transportiert hatte, zahlreiche Freunde und Bekannte, um sich nach dem Befinden des Verletzten zu erkundigen, dies um so mehr, als die ersten Nachrichten sehr beunruhigend gelautet hatten. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie Puccini mit charmantem Lächeln an sein Lager heranwinkte.

„Kommt nur näher", sagte er und wies auf den Gipsverband, „hier könnt ihr sehen, wie mein erstes Monument entsteht. Das rechte Bein ist schon fertig!"

Welt u. Wissen

Die Kopie als Retter eines großen Kunstwerkes. Das nächst der Sixtinischen Madonna Raffaels wohl bedeutendste Werk der christlichen Kunst, Lionardo da Vincis „Abendmahl", geht im Refektorium des Klosters Maria del Grazie in Mailand einer allmählichen Vernichtung entgegen. Schon 40 Jahre nach der Vollendung (1497) zeigten sich an dem Gemälde die ersten, wohl durch unvorsichtige Malweise bewirkten, Schäden. Heute gilt das Gemälde als verloren. Wichtige Teile sind schon völlig vernichtet. — Der seit 30 Jahren in Berlin lebende Maler Robert Richter hatte es sich, nachdem ihm schon andere, die Originale ersetzenden Kopien großer Kirchengemälde gelungen waren, zur Aufgabe gemacht, auch das „Abendmahl" dadurch vor der völligen Vernichtung zu retten, daß er eine naturgetreue Kopie in der Größe und den Farben des Originals an Ort und Stelle herstellte. Es war eine langwierige Arbeit. Nur dort, wo alte Photographien sichere Anhaltspunkte für den früheren Zustand boten, hat der Maler Ergänzungen versucht. Rekonstruiert hat der Maler vor allem den Kopf Christi, und es ist ihm dies nach siebenmonatiger Arbeit so gelungen, daß man annehmen darf, das Original habe nicht anders ausgesehen. Lionardo da Vinci hat die Kalkfläche mit Temperafarben gemalt. Die Kopie ist in der gleichen Malweise auf Leinwand hergestellt. Sie ist etwas kleiner als das Original, weil das Bild nach den gesetzlichen Bestimmungen Italiens sonst nicht über die Grenze gebracht hätte werden dürfen. Dem Maler lag aber daran, sein Werk für die Heimat zu schaffen. Was man sieht, ist ja nur die Erinnerung an das, was Lionardo da Vinci geschaffen. Die alte Farbenfrische des Gemäldes ist lange geschwunden; aber viele Feinheiten, der große Schwung und die Gedankentiefe der Komposition, sind erhalten geblieben und für die Zukunft gerettet.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.